



Glaubenssachen

Sonntag, 28. September 2025, 08.40 Uhr

Wer wird Priester und warum?
Über ein drängendes Thema der katholischen Kirche
Von Nikita Katsuba und Matthias Sellmann

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

An Organisationsmodellen herrscht kein Mangel. An geweihtem Personal darin hängen schon. Pastorale Räume, Pfarrverbünde, Pastoralbezirke gibt es viele, aber immer weniger Geistliche.

In Deutschland zeichnet sich ein dramatischer Rückgang von Priesterweihen ab. In den 1960er-Jahren wurden bundesweit pro Jahr noch rund 500 Männer zu katholischen Priestern geweiht. Im Jahr 2000 waren es 154, im Jahr 2024 – nur noch 29. Das ist ein historischer – aber sicher nicht der letzte – Tiefstand. Hält dieser Trend an, dürfte die Zahl der jährlichen Weihen bald in den einstelligen Bereich sinken. Dieser Einbruch ist nicht nur ein kircheninternes Problem. Er hat auch gesellschaftliche Relevanz. Sinkende Priesterzahlen bedeuten weniger Antreffbarkeit dieser Berufung vor Ort, größere Seelsorgeeinheiten und eine immer weiter zunehmende Belastung der verbleibenden Priester. Gleichzeitig erreicht die Babyboomer-Generation der Geistlichen das Rentenalter. Sie hinterlässt Lücken, die durch die junge Generation nicht annähernd geschlossen werden können. Die Konsequenz ist ein wachsender organisatorischer Druck auf die römisch-katholische Kirche. Wie soll sie weiter flächendeckende Seelsorge und Gemeindeleitung aufrechterhalten? Klar ist allerdings auch: Die Krise der Berufungen ist nicht nur eine Frage der Zahlen. Eine neue Studie des Bochumer Zentrums für angewandte Pastoralforschung zap hat daher im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz untersucht, wer die jungen Priester von heute sind. Was motiviert sie? Was stabilisiert sie? Und kann man an ihnen ablesen, wie eine glaubwürdige, verlässliche, aber auch moderne und kreative Kirche der Zukunft aussehen wird?

Die Jungpriester von heute prägen die Kirche von morgen – seelsorgerisch, sozial und politisch. Was die Kirche der Gesellschaft in den kommenden Jahrzehnten anbieten kann, hängt maßgeblich von denen ab, die sich heute zum Priesteramt berufen fühlen. Die Frage „Wer wird Priester?“ ist damit keine rein innerkirchliche Frage. Sie berührt das Verhältnis von Kirche und Gesellschaft insgesamt.

Ein zentrales Ergebnis der Studie lautet: Die neuen Priester kommen überwiegend aus einem sehr eng gefassten, typisch volksskirchlich katholischem Milieu. Die große Mehrheit stammt aus monokonfessionell katholischen Familien. 97 % der Befragten wurden bereits als Säuglinge getauft und im katholischen Glauben sozialisiert. Neun von zehn künftigen Priestern erhielten eine entsprechend starke religiöse Erziehung, meist von außerordentlich kirchennahen Eltern. Anders gesagt: Ohne dieses stabile katholische Elternhaus kommt eine Berufung kaum zustande. Nicht nur konfessionell, sondern auch kulturell sind die Herkunftsmilieus der Neupriester auffällig homogen. Fast alle Jungpriester haben keinen Migrationshintergrund. Über die Hälfte von ihnen stammt aus kinderreichen Familien mit drei oder mehr Kindern. Dieser Anteil liegt weit über dem Bevölkerungsschnitt.

Diese Herkunft wird durch die allgemeine Säkularisierung zunehmend zum Problem. Schließlich gehört inzwischen über die Hälfte der Bevölkerung keiner Kirche mehr an und immer weniger Paare sind gleichen Bekenntnisses. Die Quelle, aus der Priesterberufungen fließen, wird demografisch immer kleiner. Ihr Herkunftsmilieu trocknet schlicht aus.

Eine zweite Auffälligkeit: Die angehenden Priester sind keine typischen Vertreter ihrer Generation. Die in der Studie durchgeführte Milieu-Analyse zeigt eine überproportionale Vertretung konservativer Mittelschicht-Milieus. Modern-progressive oder „aufstiegsorientierte“ Milieus sind hingegen kaum vertreten. Die Priester entstammen einem traditionelleren Teil des sozialen Spektrums. Sie gehören meist nicht zum „jungen, aufstrebenden, experimentier- und innovationsfreudigen“ Umfeld ihrer Altersgenossen. Noch vor einigen Jahrzehnten rekrutierten sich Priester zudem teils aus der gebildeten Elite. Auch das ist heute kaum noch der Fall. Obwohl ebenso akademisch ausgebildet, sehen sich die jungen Priester nicht in derselben Liga wie etwa Ärzte, Rechtsanwälte oder Manager. Man erkennt auch so gut wie keinen Führungs- oder Gestaltungsanspruch hinsichtlich der Gesellschaft als Ganzer. Alles in allem tendiert die katholische Kirche durch ihre priesterlichen Führungskräfte zu einer weiteren Milieuverengung.

Zur Erziehung im Elternhaus kommt bei den künftigen Priestern aktive Sozialisation in der Gemeinde hinzu. Die meisten übernahmen früh ehrenamtliche Aufgaben in der Pfarrei, waren Ministranten oder Messdiener. Sieben von zehn Befragten hatten einen direkten Draht zu einem Seelsorger. Kein Wunder, dass die Berufung oft genau dort keimte, wo Glaube konkret erlebt wurde – in der Liturgie, im stillen Gebet, im Engagement der Gemeinde oder im vertrauensvollen Gespräch. Entsprechend nennen die jungen Priester als Hauptmotive für ihren Beruf vor allem Glaube, Liturgie, Gebet und Gottesbeziehung. Vielleicht erwartet man auch genau dies von ihnen. Das Problem ist aber: Motive wie Führung, Gestaltung, Management von Großpfarreien, Gemeinwesenarbeit oder künstlerische Vernetzung fallen als Motive so gut wie komplett aus.

Selbst mit entsprechender Erziehung und Sozialisierung ist die Entscheidung für das Priesteramt heute alles andere als selbstverständlich. Was vor einigen Jahrzehnten noch ein angesehener Beruf war, ist heute ein Weg, den junge Männer oft rechtfertigen müssen.

Man sieht an solchen empirischen Ergebnissen, dass dieses enggeführte Profil einen Anschlussverlust zur Gesellschaft birgt. In vielen Fällen bewegen sich die Neupriester in Lebenswelten, die vom Mainstream ihrer Altersgruppe weit entfernt sind. Dazu zählen zum Beispiel eine eher traditionalistische Wahrnehmung von Geschlechterrollen. Außerdem gibt es Ressentiments darüber, dass aus ihrer Sicht die Religion in der modernen Gesellschaft und Politik eine zu geringe Rolle spielt. Durchaus auch umstrittene Reformanliegen der Kirche wie die Zulassung von Frauen zum Weiheamt oder die Aufhebung des Pflichtzölibats stoßen bei vielen angehenden Priestern auf geringe Resonanz. Statt grundlegender Veränderungen erwarten sie eher eine Vertiefung des spirituellen Angebots und eine stärkere Vermittlung von Glaubensinhalten. Auch das unterstreicht: Der Nachwuchs im Priesteramt tickt weit konservativer als die kirchliche Basis.

Trotz vieler Gemeinsamkeiten sind nicht alle Jungpriester gleich. Die Bochumer zap-Studie hat mittels Clusteranalyse drei charakteristische Typen unter den Neupriestern

identifiziert. Diese unterscheiden sich vor allem in ihren Motivationsschwerpunkten – also darin, was ihnen im Priestersein besonders wichtig ist.

Der erste – „volkskirchliche“ – Typ macht rund die Hälfte der Jungpriester aus. Ihn prägt eine traditionelle katholische Sozialisation in der Familie, er hat konservative bis gemäßigte politische Ansichten. Er verfügt über eine hohe Loyalität zur bestehenden Kirchenordnung und nimmt das Priestersein vorrangig als Amt und Dienst innerhalb der kirchlichen Organisation wahr. Seine Motivation speist sich stark aus der sakramentalen Berufung durch Weihe und Sendung des Bischofs. Zweifel am eigenen Weg hatte er vergleichsweise selten. Heute bildet dieser Typus den größten Anteil unter den Neupriestern. Damit ist er die Hauptzielgruppe der bisherigen Berufungspastoral. Seine Kirchentreue zeigt sich auch in der Haltung zu Reformen. Der volkskirchliche Typ wünscht sich eher mehr spirituelle Vertiefung, hat für Änderungen wie die Abschaffung des Zölibats oder die Frauenordination jedoch wenig übrig. Dieser Typus umfasst eindeutig jene Priester, die sich darauf vorbereiten, die heutige kirchliche Gestalt, Ordnung und Politik zu konservieren und zu stabilisieren.

Rund ein Drittel der Jungpriester gehören zum zweiten Typ. Wir haben dieses Motivationsmuster als ‚liturgisch‘ benannt. Dieser Nachwuchspriester ist ähnlich kirchenloyal und gemäßigt-konservativ eingestellt wie der volkskirchliche Typ. Allerdings fällt er durch eine besonders ausgeprägte Spiritualität auf. Er ist insgesamt individualistischer. Gebet, persönlicher Glaube und die Gewissheit einer Berufung durch Gott stehen bei ihm im Vordergrund. Soziale oder organisatorische Aspekte des Priesterberufs sind ihm dagegen weniger wichtig. Sein Herz schlägt für die Liturgie, die er ins Zentrum seines Wirkens stellt. Dementsprechend sieht er sich selbst am wenigsten als Manager oder als sozialen Akteur. Teamarbeit oder Verwaltungstätigkeiten sind für ihn nebensächlich oder sogar überfordernd. Ihm kommt es in erster Linie auf die Feier der Gottesdienste und die persönliche Frömmigkeit an. Auch ist dieser Typus, selbst im Vergleich zu anderen, besonders religiös und hinterfragt die aktuelle kirchliche Ordnung kaum.

Schließlich bildet jeder sechste Jungpriester den dritten – den „gemeindeorientierten“ Typ. Diese kleinste Gruppe weicht deutlich vom klassischen Muster ab. Ihre Mitglieder sind vergleichsweise weltoffen geprägt. Das gilt sowohl für die Religiosität im Elternhaus als auch für die eigene Glaubensbiografie. Diese Priester stehen ihrem gesellschaftlichen Altersdurchschnitt am nächsten. Gemeindeorientierte Priester sind oft liberal, reformoffen und stellen sich der gesellschaftlichen Pluralität. Anders als die meisten ihrer Mitbrüder wählen sie mehrheitlich nicht die CDU. Sie betrachten den kirchlichen Umgang mit Missbrauch sowie die gegenwärtige priesterliche Lebensform kritisch. Sie befürworten innerkirchliche Reformen, etwa die Weihe von Frauen. In ihrem Selbstverständnis steht die Gemeinde im Mittelpunkt. Ihr Priesterdienst ist für sie vor allem eine soziale Profession und ein Dienst am Menschen. Entscheidend ist für sie die Wirkung vor Ort.

Was bedeuten diese Befunde nun konkret? Für die katholische Kirche zeigen die Studienergebnisse ein doppeltes Problem. Quantitativ gibt es einfach zu wenige Priester,

qualitativ weist der Priesternachwuchs eine sehr eingeschränkte Milieuabstammung auf. Rein zahlenmäßig kann die junge Generation die scheidende Priestergeneration nicht ersetzen. Schon jetzt muss ein Priester oft mehrere Gemeinden betreuen. Künftig werden pastorale „Großräume“ mit zig Kirch- und Gottesdienstorten pro Priester die Regel sein.

Hinzu kommt, dass die meisten Jungpriester sich auf berufliche Realitäten vorbereiten, die immer weniger mit den Anforderungen zu tun haben, die ihnen real bevorstehen. Hier sind mentale und gesundheitliche Überforderungen vorprogrammiert.

Solche Entwicklungen stellen die Kirche vor die Frage, wie seelsorgliche Leitung in Zukunft organisiert werden kann. Kann man den Zugang auf das Amt erweitern? Müssen Priester wirklich alle Aufgaben alleine schultern? Lassen sich mehr Leitungsfunktionen auf mehrere Schultern – auch von Laien, von ehrenamtlich Engagierten – verteilen? Die Debatten drehen sich um multiprofessionelle Teams, geteilte Leitung, den Abschied von der Gemeinde, die Zentralisierung von Gottesdienstorten, die Spendung von Taufe und Krankensalbung durch Laien usw. Klar ist: Wenn die Zahl der Priester sinkt und zugleich viele aus dem Nachwuchs nur bestimmte Aufgaben übernehmen wollen, dann muss die Institution umsteuern, und dies im ganzen Lebenszyklus des Priesteramtes: von der Berufung bis zum Einsatz nach der Pensionierung.

Für die Gesellschaft sind die Ergebnisse ebenfalls brisant. Genauer gesagt betreffen sie das Verhältnis von Kirche und Gesellschaft. Die katholische Kirche in Deutschland läuft Gefahr, den Anschluss an die gesellschaftliche Realität weiter zu verlieren. Das passiert, wenn ihr hauptamtliches Personal fast nur noch aus einem traditionellen Milieu stammt. Schon heute steht ein durchschnittlicher Jungpriester mit seinem Weltbild relativ isoliert da. Die Studie zeigt, dass viele von ihnen mit zentralen Wertvorstellungen der modernen pluralen Gesellschaft in Spannung stehen. Wenn aber Priester als zentrale Repräsentanten der Kirche jenen gesellschaftlichen Milieus kaum noch entstammen und sich in diese auch nicht gut einfühlen können, droht die Entfremdung zwischen Kirche und Gesellschaft zuzunehmen. Schon heute erkennt man, dass die größten Kritiker und Nicht-Engagierten bei der Reforminitiative Synodaler Weg Priester sind. Konkret bedeutet das: Debatten um Reformen, zum Beispiel zur Rolle der Frau in der Kirche, zur Segnung diverser Lebens- und Liebesstile, zum Pflichtzölibat oder zum Einsatz in Beratung, Caritas und Schule verlaufen zwischen der kirchlichen Führung und der breiten Öffentlichkeit oft ergebnislos, weil die wichtige Multiplikatorenrolle der Priester ausfällt. Auch intern fehlt es bisweilen an gegenseitigem Verständnis. Der gemeindeorientierte Priestertyp in der Studie illustriert, wie schwer es ein progressiver, dialogbereiter Seelsorger in der aktuellen Kirchenstruktur haben kann. Er ist ein Exot unter Seinesgleichen. Umgekehrt fühlen sich viele Gläubige von ihren Seelsorgern nicht mehr verstanden, wenn diese aus völlig anderen Lebenswelten stammen. Kurzum: Die Kirche mit einem immer homogeneren Klerus manövriert in eine Nische, die selbst für die Masse der Kirchenmitglieder schwer zugänglich ist – ganz zu schweigen von der Gesellschaft als Ganzes. Das schwindende Vertrauen in die Institution, bedingt etwa durch Missbrauchsskandale, dürfte diese Kluft weiter vergrößern.

Angesichts dieser Lage stellen sich zwei gegensätzliche Szenarien für die Zukunft der Berufungspastoral dar. Diese gehen mit entsprechend unterschiedlichen Handlungsperspektiven einher.

Da wäre zum einen die Konzentration auf den bisherigen Kern: Die Kirche könnte in ihrer Berufungspastoral versuchen, ihre schwindende traditionelle Basis noch intensiver anzusprechen, um dem Berufungsrückgang entgegenzuwirken. Rein statistisch haben Berufungen dort die größte Chance, wo sie bisher herkamen. Würde man diesen Weg konsequent weitergehen, käme „mehr desselben“ heraus – also noch mehr Priester aus ähnlichen soziokulturellen Hintergründen mit ähnlichen Einstellungen. Man sieht sofort, dass dies wohl kaum die Lösung sein kann. Junge Männer nur deshalb zum Priestertum zu motivieren und auszubilden, weil sie dem alten Idealbild entsprechen, reicht nicht mehr aus.

Die zweite Option lautet Diversifikation und Öffnung: Das alternative Szenario setzt auf Breite und Wandel. Die Studie legt nahe, dass die Berufungspastoral neue Zielgruppen in den Blick nehmen sollte – also auch junge Männer, die nicht aus dem klassischen kirchlichen Milieu stammen. Gesucht wären gewissermaßen „Priester neuen Typs“, die aus unterschiedlichen sozialen Welten kommen und frischen Wind mitbringen. Denkbar wären zum Beispiel Persönlichkeiten, die künstlerisch-kreativ, jugendkulturell geprägt oder politisch engagiert sind. Die Aufgabe der Berufungspastoral wäre es, Bilder und Rollenmodelle solcher neuen Priester zu entwickeln, um diesen Personen eine Vorstellung vom Priesterberuf zu geben, die sie anspricht. Gleichzeitig müssten die Regeln und Strukturen der Priesterausbildung flexibler werden, um vielfältigere Lebensläufe und Begabungen zuzulassen. Dieses Szenario einer Diversifizierung verspricht langfristig mehr Priester und vor allem ein bunteres, repräsentativeres Priestertum. Doch es ist auch klar: Ohne tiefgreifende Veränderungen in der Kirche wird selbst die beste „Öffnungs-Offensive“ nicht ausreichen. Die Studie betont ausdrücklich, dass ohne strukturelle Reformen und eine Revision der normierten Lebensform die Berufungspastoral allenfalls in der Lage sein wird, die niedrigen Weihezahlen zu halten, aber nicht spürbar zu steigern.

Die beiden skizzierten Wege stehen sinnbildlich für eine Weichenstellung, vor der die gesamte Kirche heute steht. Geht sie weiter auf schmalem Pfad – oder hält sie sich mutig in die Fläche, in die Weite, ins Risiko? Eine Kirche ohne zukunftsrobuste Priester ist enorm verarmt. Eine Gesellschaft ohne Priester aber auch.

Zu den Autoren:

Nikita Katsuba ist Sozialforscher und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für angewandte Pastoralforschung (zap) an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Ruhr-Universität Bochum

Professor Matthias Sellmann ist katholischer Theologe und Gründer sowie Leiter des Bochumer Zentrums für angewandte Pastoralforschung (zap)